

Navid Kermani

Heimaten oder Die Geometrie der Butterbrote

Gut kann ich mich an den kleinen Grenzverkehr meiner Kindheit erinnern. Auf dem Berg, auf dem wir lebten, war ich, soweit ich es wahrnahm, der einzige Ausländer. Es gab außer meinem Namen und meinen schwarzen Haaren nichts, was mich im Kindergarten oder in der Grundschule, auf der Straße und unter Freunden als Fremden markiert hätte. Sogar mein Deutsch hatte die Melodie und das rollende R unserer Mittelgebirgslandschaft. Wenn ich jedoch nach Hause kam, war es, als ob ich eine Grenze überschritten hätte. Von einem auf den anderen Meter war die Sprache - auch meine eigene - Persisch, und zwar mit einem deutsch-irafahanischen Akzent. Meine Verhaltensweisen und Benimmregeln änderten sich von einem auf den anderen Schritt, und ich war, ohne es zu reflektieren oder gar als problematisch zu empfinden, umgeben von Formen, Gerüchen, Geräuschen, Menschen und Farben, die es jenseits der Türschwelle nicht gab.

Für mich war sie so gewöhnlich wie meine eigene Haut, aber auf meine Freunde übte diese Welt, wenn ich mich nicht täusche, eine Faszination aus, die sich darin äußerte, daß sie es in der Regel vorzogen, bei uns zu spielen. Vielleicht war es die Neugier, die das Fremde weckte, vielleicht waren es aber auch nur die anderen, für uns Kinder laxeren Gesetze, die in unserer Welt herrschten. Es gab keine verbotenen Räume, keine festgelegten Essenszeiten, keine Eltern, die sich in alles einmischten, nur ein paar Brüder, die aber schon deshalb nicht störten, weil sie älter waren und lauter spannenden Beschäftigungen nachgingen, Freundinnen, Feten, Fußball, Rockmusik. Ansonsten waren Haus und Garten unser. Ich weiß nicht und habe damals auch nicht darüber nachgedacht, ob die Verhältnisse bei uns typisch persisch waren, aber sie waren anders als bei meinen Freunden, und das spürten sie so gut wie ich. Mit diesem Bewußtsein, daß es drinnen und draußen, jenes und dieses gibt, bin ich groß geworden, und ich habe heute das anmaßende Gefühl, meinen Freunden in dieser Hinsicht etwas vorausgehabt zu haben. Ich brauchte niemals Aufklärung darüber, daß dies, was ist, nicht alles ist.

Nun waren die Welten nicht so streng geschieden, wie man vermuten könnte. Es gab Einschulungen und Kindergeburtstage, Elternsprechtage und Besuche meiner Eltern auf dem Fußballplatz, und bei all diesen Gelegenheiten waren die Trennlinien aufgehoben, ich sprach Deutsch und im nächsten Satz, wenn ich mich zu meinen Eltern wandte, Persisch. Gelegentlich war das ein bißchen komisch, aber für mich eben dennoch normal: zum Beispiel

sieze ich meine Eltern auf persisch, was im Deutschen nicht mehr möglich ist, ohne sich lächerlich zu machen. Also versuchte ich damals schon zu vermeiden, meine Eltern auf deutsch anzusprechen; ich sprach zwar, wenn meine Freunde dabei waren und es sein mußte, mit ihnen auf deutsch, aber ich redete sie nicht an; ich suchte andere, indirekte Formulierungen, denn andernfalls hätte ich sie duzen müssen, und das wäre mir unangenehm gewesen. Aber siezen konnte ich sie natürlich auch nicht, zumal nicht im Beisein von meinen Freunden. Wie hätten sie mich denn angesehen, wenn ich gesagt hätte: Vati, bitte holen Sie mich um drei vom Fußballplatz ab? Es war nicht, daß ich es als Zwang empfand, meine Eltern zu siezen; daß ich sie duzen wollte, aber es nicht gedurft hätte. Es war für mich so normal, wie es normal ist, zum Schlafengehen einen Schlafanzug anzuziehen. Es war mir auch nicht peinlich, und so habe ich kein Geheimnis daraus gemacht, daß ich meine Eltern siezte; ich kann mich erinnern, es ein paar Mal meinen Freunden erzählt zu haben, als Kuriosität, nicht als Geständnis. Und das Kuriose entstand, wenn ich es mir heute versuche deutlich zu machen, eben dadurch, daß sich die beiden Räume, von denen ich gesprochen habe – das Innen und Außen – durch die Anwesenheit meiner Eltern auf dem Fußballplatz oder dem Schulhof ineinander geschoben hatten und ich nun die beiden Verhaltenskodexe oder Umgangsformen, die normalerweise strikt voneinander geschieden waren, gleichzeitig anwenden mußte. Das war nicht der normale Zustand, aber es war auch nicht schlimm. Es war ab und zu nur ein wenig kurios.

Ich will nicht behaupten, daß ich meine „kulturelle Identität“, wie es heute so schrecklich heißt, niemals als Problem empfunden hätte. Aber es war, wenn überhaupt, kein besonders großes Problem. Zum Beispiel war ich niemals so ordentlich wie die anderen Kinder, und das hatte etwas mit meinen Eltern zu tun, das spürte ich. Mein Ranzen zum Beispiel war niemals planmäßig gepackt wie die Ranzen der anderen Kinder, und meine Hefte waren nicht so sorgsam gepflegt, und niemals hatte ich so schöne Butterbrotdosen wie meine deutschen Freunde. Mein Butterbrot hatte meine Mutter immer in alte Tüten gepackt. Ich erwähnte bereits, daß wir zu Hause keinen so minutiös geregelten Alltag hatten wie meine Freunde, und was ich normalerweise gut fand, daß ich nämlich mehr Freiheiten hatte als sie, das empfand ich gelegentlich auch als Nachteil. Ich hätte auch gern so ordentlich geschmierte, wie mit dem Lineal abgeschnittene Butterbrote und nagelneue Butterbrotdosen gehabt, aber das von meiner Mutter zu erwarten war völlig unrealistisch, und das hatte wohl auch damit zu tun, daß wir aus einer anderen Kultur stammen, in der eine solche Ordnung und Ordentlichkeit, diese klinische Reinlichkeit und der minutiös geregelten Tagesablauf unbekannt sind. Es gab also durchaus

Momente, in der mir mein Fremdsein als etwas Hinderliches auffiel, doch waren sie nicht sonderlich gravierend. Als Siebenjähriger hielt ich die Geometrie von Butterbrotten zwar für wichtig, aber nicht für existentiell.

Man verbindet Begriffe wie Heimat, Fremde, Identität meistens mit Orten, mit Ländern oder Kulturen. Das ist nicht falsch, aber es ist auch eine Reduzierung. Ich habe schon angedeutet, daß ich mir in der Schule oder unter Freunden zwar über mein Anderssein bewußt war, ebenso wie es meinen Freunden bewußt war, daß ich aus einem anderen Land stammte. Aber es war für mich nicht eben sensationell oder gar beunruhigend; ich fühlte mich deswegen nicht fremd oder gar unwohl, oder anders gesagt: Mein Fremdsein war eine Information, kein Zustand. Es gab kaum etwas in meinem Verhalten, durch das ich mich von den anderen Kindern unterschied, oder jedenfalls sehr wenig, was ich damit in Verbindung brachte, Ausländer zu sein.

Das war in der Schule so, aber es war nicht überall so. Mit sechs Jahren kam ich in den Fußballverein, und bis zum Abitur spielte ich kontinuierlich im Verein; zweimal die Woche Training, am Wochenende ein Meisterschaftsspiel. Im nachhinein muß ich sagen, daß es eine der wichtigsten, prägendsten Erfahrungen meines Lebens war. Im Fußballverein lernte ich eine Welt kennen, die mir neu war – er war meine erste Fremde: Ich bin in einem sozialen Umfeld der oberen Mittelklasse großgeworden; die meisten Kinder in meiner Nachbarschaft und in meiner Grundschule stammten aus verhältnismäßig begütertem Elternhaus. Sie waren nicht durchweg reich, aber wohnten doch auch so gut wie keine Arbeiterkinder bei uns, keine Kinder von Arbeitslosen, keine armen Leute. Deshalb, weil es eine bessere Gegend war, lebten auch kaum andere „Gastarbeiter“ in unserer Gegend, und die wenigen Ausländer, die es gab, waren, soweit ich mich erinnere, allesamt Ärzte. Im Fußballverein dagegen war ich zusammen mit dem Freund, der gemeinsam mit mir dort eintrat, der einzige, der in einem eher wohlhabenden Viertel wohnte. Die Vereinskameraden stammten bis auf den einen, meinen Freund, aus einer anderen sozialen Schicht. Ohne daß ich es wie heute zu benennen vermocht hätte, spürte ich diesen Unterschied. Zum Beispiel war der Umgangston rauher, und die Eltern der anderen fuhren keinen Mercedes Benz, sondern einen Opel Rekord oder einen Renault vier. Das Mindeste, was ein Familienvater bei uns auf dem Berg fuhr, war ein Opel Senator; das höchste, was die Väter meiner Vereinskameraden fuhren, war ein Ford Taunus - wenn sie überhaupt ein Auto besaßen. Als Erwachsener mag man das seltsam finden, aber als Sechsjähriger war es wichtig für mich zu erfahren, daß ein Auto keineswegs eine Selbstverständlichkeit war und es Kinder gab, deren Eltern kein Auto besaßen. Und diese

Kinder, mit denen ich normalerweise in dem Alter nie etwas zu tun gehabt hätte, wurden durch den gemeinsamen Spaß am Fußball zu Kameraden, die ich zu Hause besuchte oder die mich in unserem Einfamilienhaus besuchten. Aber das hat eine Zeit gebraucht, und der relative Wohlstand meiner Eltern war im Fußballverein jedenfalls nicht von Vorteil; er war mir eher peinlich, weil ich mich zum ersten Mal als nicht wirklich zugehörig zu einer Gruppe empfand, wenigstens am Anfang.

Normalerweise fuhr meine Mutter mich zum Training oder samstags zu den Spielen oder zumindest zum Treffpunkt, von wo wir aus zu den Auswärtsspielen fuhren; da fiel das nicht so auf, weil meine Mutter einen Volkswagen besaß. Aber wenn mein Vater mit seinem Benz vorfuhr - das war schon seltsam. Es gab außerdem bestimmte Wörter oder Sätze, die ich zwar kannte, aber selbst nicht gebrauchte. Es war auch eine bestimmte Diktion, die die anderen beherrschten und ich nicht, sie waren viel forscher als ich oder, so kam es mir vor, männlich, echte Kerle. Wenn ich nicht auf dem Platz gut mitgehalten hätte, hätte ich rasch Probleme bekommen. Zum Glück spielte ich recht gut. Ich hatte meinen Stammplatz und wurde deswegen von den anderen akzeptiert. Es gab immer zwei oder drei unter uns, die nicht besonders anerkannt waren und deswegen auch nicht lange blieben; es waren immer diejenigen, die auch auf dem Platz nicht besonders gut waren. Das heißt, die soziale Anerkennung wurde im wesentlichen durch die Leistung auf dem Platz definiert; das war bisweilen hart, aber es war nicht ungerechnet, schließlich waren wir Fußballer. Ich fühlte mich also nicht als Außenseiter und wurde wegen meiner sozialen Herkunft denn auch, sobald ich einmal in die Gruppe aufgenommen worden war, keineswegs geschnitten. Aber dennoch blieb ich fremd, und zwar nicht weil ich Ausländer, sondern weil ich aus einem sozial gutgestellten Elternhaus kam. Wenn ich den einen oder anderen aus meiner Mannschaft besuchte – das war für mich wie eine Reise ins Ausland.

Heute bemerke ich immer wieder, daß man die Kategorie des Sozialen oder Ökonomischen viel zu wenig berücksichtigt, wenn man zum Beispiel über Ausländer und die Probleme ihrer Integration diskutiert, vor allem über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Integration der Muslime. Man betont immer wieder, wie wenig sich die Muslime integrieren würden oder wollten. Ich glaube durchaus, daß dieser Eindruck stellenweise nicht ganz falsch ist. Aber die Gründe dafür finde ich zumindest teilweise recht banal: Die meisten Muslime in Deutschland, also die meisten Türken, stammen – wenigstens in der Einwanderergeneration - aus ländlichen, wenig entwickelten Gebieten; ihre Auswanderung nach Deutschland war vielfach einer Zeitreise. Die Schwierigkeiten, sich in eine städtische, industrialisierte Welt

einzugewöhnen, sowie die Abwehrmechanismen, mit denen sie auf diese Schwierigkeiten reagieren, sind zu einem großen Teil die gleichen, die als Folge der Landflucht überall in den Metropolen der islamischen Welt zu beobachten sind. Einem Angehörigen der Istanbuler, Beiruter oder Teheraner Mittelschicht sind die Gewohnheiten, Traditionen und Wertvorstellungen eines anatolischen Dorfbewohners kaum weniger fremd als einem durchschnittlichen Deutschen oder Schweizer. Nicht alle, aber doch ein großer Teil der Probleme, die im Zusammenleben mit Muslimen auftauchen - Parallelgesellschaften, Bildungsgefälle, die Verbannung der Frau aus dem öffentlichen Leben -, wären nicht bloß theologisch zu erklären, sondern haben soziale Gründe. Das bedeutet auch, daß diese Probleme weit unscheinbarer wären, stammte das Gros der muslimischen Einwanderer aus den Städten. So wird immer wieder verwundert vermerkt, daß Immigranten aus dem Libanon oder aus Iran, deren Zahl weltweit mehrere Millionen beträgt, in großer Zahl in die Bildungs- oder Wirtschaftseliten ihrer neuen Heimat vorstoßen. Das liegt gewiß nicht an der überdurchschnittlichen Intelligenz ihrer Völker (wie mir meine iranischen Landsleute gern versichern) oder an einem etwaigen Abfall vom Glauben (wie meine deutsche Landsleute oft meinen, wenn sie diejenigen Muslime, die ihren Glauben nicht an äußerlichen Zeichen oder Regeln festmachen, erleichtert als „irgendwie unecht“ wahrnehmen); es liegt einfach daran, daß sie bereits in der alten Heimat Angehörige jener privilegierten Schicht waren. Daß sie wenig Schwierigkeiten haben, sich an die neue Umgebung anzupassen ist kein Wunder, wenn man ihre alte Umgebung kennt; sie ist der neuen ziemlich ähnlich.

Als ich ein Kind war, fuhren wir im Sommer oft nach Isfahan zu meinen Verwandten. Weil wir das schon immer getan hatten, war das für mich so normal, wie es für andere normal war, den Sommer in Helgoland zu verbringen. Weder hatte ich das Gefühl, in meine Heimat „zurückgekehrt“ zu sein, noch fühlte ich mich fremd. Die Umgangsformen und Gewohnheiten bei meinen Verwandten waren im großen und ganzen dieselben wie in Deutschland in meinem Elternhaus; das gilt sowohl für den Respekt für die Älteren, der für uns Kinder selbstverständlich war, wie auch den längst nicht so minutiös geregelten Tagesablauf und die Freiheiten, die wir als Kinder genossen. Heute weiß ich, daß die Vertrautheit auch mit dem sozialen Milieu meiner Verwandtschaft zu tun hatte; meine Onkel waren alle Mediziner oder ähnliches. Ich hielt mich nach wie vor in der oberen Mittelschicht auf; es gab Eßtische, Sofas, Couchmöbel, Stereoanlagen, Tiefkühltruhen, Teppichböden, Pommes Frites, Big Jim-Puppen. Ich lebte in einer sehr ähnlichen Umgebung wie zuhause in Deutschland. Aber wenn wir in der Stadt unterwegs waren, im Basar, in den Vorstädten – das war nun wirklich eine andere

Welt. Die Handwerker, die Händler, die kleinen Jungen mit ihren löchrigen Schuhen – das einzige, was ich mit ihnen teilte, war die Sprache. Besonders drastisch empfand ich den Unterschied, wenn wir freitags auf unser Landgut fuhren. Im Haus unseres Verwalters gab es keine Möbel. Alle saßen auf dem Teppich. Er hatte zwar Kinder in unserem Alter, aber daß wir mit ihnen hätten spielen können, darauf wären meine Cousins, Cousinen und ich niemals gekommen. Dort war ich im Ausland – aber nicht nur ich, sondern auch meine Cousins und Cousinen aus dem Bürgertum Isfahans. Das war eine ähnliche Situation wie damals, als ich in den Fußballverein kam, nur war sie viel extremer, weil die sozialen Unterschiede in einer Gesellschaft wie der iranischen extremer sind als in Deutschland.

Weshalb erzähle ich das? Weil ich sagen will, daß es andere Unterschiede gibt, die in den meisten Fällen gravierender sind als die Nationalität, die Haarfarbe, das Blut. Und weil ich denke, daß zum Beispiel Arm und Reich, Stadt und Land, Gebildet oder Ungebildet Kategorien sind, durch die Menschen, wenn sie nicht eben in einem rassistischen Staat leben, oft mehr voneinander getrennt werden, sich fremd sind, benachteiligt oder bevorteilt werden als durch die Nationalität oder die Religion. Ich behaupte nicht, daß es keine kulturellen Konflikte gibt, aber ich meine, daß die größte Bruchstelle in einer Gesellschaft und zwischen verschiedenen Gesellschaften die soziale ist – daß die einen fast alles haben und die anderen fast nicht.

Ich selbst bin ein Beispiel dafür, denn ich fühlte mich, obwohl ich Ausländer war, so gut wie nie diskriminiert, auch nicht später auf dem Gymnasium. Ich hatte seit dem Gymnasium immer wieder mit Leuten zu tun gehabt, die auf die vielen Ausländer schimpften. Es gab da zum Beispiel einen Jungen, der mit sechzehn oder siebzehn bei uns als Nazi verschrien war. Heute arbeitet er in der Stadt, die ich nur noch zum Besuch meiner Eltern sehe, als braver Bankkaufmann. Obwohl mir seine politischen Ansichten mehr als suspekt waren, fand ich ihn ziemlich nett, muß ich gestehen, und ich hatte so eine scherzhaft, ironische Art des Umgangs mit ihm, die er in Ordnung fand. Ich zog ihn immer ein bißchen mit seinen rechten Sprüchen auf, auch weil ich sie nie ganz ernstnahm. Aber eine Antwort hat sich mir doch eingepreßt, zumal ich sie seitdem von anderen Leuten, bei anderen Gelegenheiten immer wieder zu hören bekam. Wenn ich ihn nämlich darauf ansprach, daß ich doch selbst ein Ausländer sei, ob ich denn auch nach Hause gehen solle, sagte er etwas wie: Quatsch, du bist doch nicht sooo ein Ausländer, dich meine ich doch gar nicht damit. Das habe ich sehr häufig gehört, und ich weiß, daß ich dann immer sehr gereizt geantwortet habe. Ich wollte nicht als guter Ausländer durchgehen.

Den Anfang dieses Prozesses, Ausländer zu werden, mir bewußt zu sein über mein Anderssein, kann ich heute ziemlich genau benennen. Es war das erste Mal, daß meine Zugehörigkeit zu jener anderen Welt mein Verhalten in der deutschen Welt entscheidend beeinflußt hat. Wenn ich die folgende Anekdote erzähle, muß ich vorausschicken, daß ich mich als Kind keineswegs durch eine hervorstechende Ethik von anderen unterschied. Sie handelt von keiner frühen Heldentat, sondern von einer unausweichlichen Solidarität, von der mir erst später klar wurde, woher sie rührte.

Im Verlauf des erstens oder am Anfang des zweiten Schuljahres stellte uns die Klassenlehrerin, Frau Klein, einen neuen Klassenkameraden vor. Michael hieß er und war das schwarze Kind deutscher Adoptiveltern. Es dauerte nicht lang, bis über ihn gefrotzelt, bis er über den Schulhof getrieben und verprügelt wurde. Unglücklicherweise war er auch kein besonders guter Schüler, was ihm zusätzlichen Spott eintrug. Ich war als Kind oft genug grausam und ungerecht, aber in diesem speziellen Fall war es mir unmöglich, mich an den Hänseleien zu beteiligen. Frau Klein muß das gehaut haben, weil sie Michael gleich einen Platz neben mir in der letzten Reihe zugewiesen hatte. Ihre Strategie ging einigermaßen auf, obwohl es kaum in ihrem Sinne gewesen sein dürfte, daß ich ihm bei Klassenarbeiten mein Heft hinüberreichte, nachdem ich zu Ende geschrieben hatte. Bis heute rätsle ich, ob Frau Klein aufgegangen war, warum Michael und ich in manchen Fächern die gleichen Noten erzielten, obwohl er im Unterricht schon aus Unsicherheit kaum etwas zustande brachte. Leider gab es nicht in allen Fächern Klassenarbeiten, bei denen die Entwicklungshilfe funktionierte, beim Diktat etwa war kaum etwas zu machen. Vielleicht war es auch nur in Mathematik, daß ich ihm half.

Ich vermag nicht zu sagen, bis zu welchem Grade es mir bewußt war, aber etwas Unsichtbares verband uns. Beide gehörten wir einer anderen Welt an als die Klassenkameraden, nur trat ich aufgrund meiner Hautfarbe inkognito auf oder jedenfalls so, daß niemand meine Fremdheit zum Gegenstand machte. Seine Fremdheit hingegen war offensichtlich, zumal er Deutsch mit einem leichten Akzent sprach. Aber eigentlich hätte es auch mich treffen können. Ich kann mich erinnern, gewisse Überlegungen in dieser Richtung angestellt zu haben. Der Gedanke, daß mir Michael zum *coming-out* als Ausländer verhalf, ist zwar zu verführerisch, um ganz zu stimmen, aber als ich nur wenig älter war, vom zehnten oder elften Lebensjahr an, begann ich mit meinem Fremdsein regelrecht zu kokettieren. Für Michael jedoch war meine Solidarität nicht entschlossen genug gewesen, denn am Ende des Schuljahres nahmen ihn die Eltern von der Schule.

Ich wußte immer, daß ich Ausländer war, aber zum Problem wurde es immer nur dann, wenn es an mich als Problem herangetragen wurde. Das fing richtig an, als ich fünfzehn oder sechzehn war, als das Thema Ausländerhaß aufkam. Ich selbst war zwar so gut wie nie persönlich betroffen, weil außer dem erwähnten Klassenkameraden in unser Schule niemand ausländerfeindliche Sprüche klopfte, aber mir blieb natürlich nicht verborgen, daß es Leute gab, die etwas gegen Ausländer hatten, schon weil wir im Politikunterricht darüber sprachen. Selbst wenn man nicht persönlich betroffen zu sein scheint, fühlt man sich instinktiv jener Gruppe zugehörig, die angefeindet wird. Aber viel nachgedacht habe ich darüber nicht, bis vor vier, fünf Jahren, als das Thema der kulturellen Identität in Deutschland im Zusammenhang mit der doppelten Staatsbürgerschaft diskutiert wurde. Da merkte ich, daß eine unselige und unrealistische Vorstellung von Purität durch die Köpfe vieler Politiker geistert. Wenn ich sie hörte, hatte ich immer das Gefühl, daß sie überhaupt nicht wissen, wovon sie reden, diese Politiker und die Kommentatoren und auch die Bürger, die interviewt wurden, den Zeitungen Leserbriefe schickten oder in den Fußgängerzonen die Protesterklärung der Christlichen Union unterschrieben. Ich möchte an dieser Stelle nicht auf die Problematik der doppelten Staatsbürgerschaft eingehen, aber das Argument, daß jemand mit zwei Pässen einen Identitätskonflikt haben müsse, das erschien mir immer abstrakt, wenn nicht absurd. Nicht immer läßt sich die Frage beantworten, ob man zu jenen oder zu diesen gehört. In einen inneren Konflikt geriete ich nicht, wenn ich zwischen zwei Identitäten mich bewegte (als ob es sich dabei um Stühle handelte, auf die man sich zu setzen hat), sondern wenn ich mich auf eine Identität festzulegen hätte. Die Wirklichkeit eines Lebens – eines jeden Lebens – ist so viel komplizierter, diffiziler, als daß man sie auf so einen abstrakten und ausgrenzenden Begriff wie den der Identität bringen sollte – und man sich auch noch für die eine zugunsten seiner anderen Identität entscheiden soll. Das ist ein moderner Anspruch, der erst möglich wurde, weil Europa in zwei Weltkriegen die eigentlich selbstverständliche Vermischung von Kulturen und Identitäten zu vernichten veruscht hat, weil jüdisches Leben in Berlin und deutsches Leben in Czernowitz ausgelöscht wurde, weil die Türken aus Saloniki und die Griechen aus Izmir vertrieben wurden, um nur vier von Hunderten Beispielen des Identitätswahns anzuführen. Ein Mensch ist kein Reißbrett, und es ist fatal, daß das neue Staatsangehörigkeitsrecht allen deutsch-ausländischen Kinder in Deutschland zunächst zwei Pässe zubilligt, sie aber zwingt, sich nachträglich, mit achtzehn Jahren nämlich, auf eine Nationalität festzulegen. Pässe sind keine Ikonen, sondern Papiere. Ich war selten so stolz auf Deutschland wie am Tag meiner Einbürgerung als Doppelbürger, die sich ohne jedes

Zeremoniell, mit einfachem, herzlichem Handschlag in der Meldehalle des Einwohnermeldeamtes Köln-Mitte vollzog. Das war so unaufgeregter häßlich wie das Wort Verfassungspatriotismus und so verblüffend nüchtern, wie ich das sehe. Wenn es überhaupt ein politisches Gebilde gäbe, mit dem ich mich identifizierte, wäre es ein künftiges, nicht religiös definiertes Europa, gerade weil es seinem aufklärerischen Ursprung und seiner Vision nach keine geschlossene Volks-, sondern eine prinzipiell offene Wertegemeinschaft ist, zu der man sich unabhängig seiner Nation, Rasse, Religion oder Kultur bekennen kann oder eben nicht bekennt.

Heute schreibe ich Bücher unter anderem zum Islam. Allerdings habe ich es stets zu vermeiden versucht, in der Öffentlichkeit als Muslim aufzutreten. Ich habe auch bestätigt gefunden, daß meinen Büchern nicht die religiöse Überzeugung des Autor anzumerken ist und ob er überhaupt eine solche hat. Ich habe immer darauf beharrt, als Islamwissenschaftler wahrgenommen zu werden, nicht als Gläubiger oder gar als Theologe. Deshalb habe ich mich so gut wie nie an interreligiösen Podien und Debatten beteiligt, jedenfalls nicht als Vertreter des Islams, allenfalls, daß ich andere Vertreter vorgestellt hätte. Es war mir selbstverständlich zu trennen zwischen dem Islam als Gegenstand meiner Forschung und meinem privaten Glauben oder Unglauben.

Nach dem 11. September ist es schwer geworden, die Trennung aufrecht zu erhalten. Bis dahin gab es einen weitgehend eingehaltenen Konsens in der westlichen Öffentlichkeit, zwischen dem Islam als Religion und dem Terrorismus zu unterscheiden, zwischen Muslimen und Fundamentalisten. Ich erinnere mich an eine Sendung kurz nach dem 11. September, da wurde der Schriftsteller Günther Kunert interviewt, bei sich zuhause in einem Lesesessel, und ich weiß noch, daß er auffallend breite Hosenträger trug. Ich glaube, er war es, der das zum ersten offen aussprach, jedenfalls soweit ich es verfolgt habe: Er sagte, er wolle um Gottes Willen nichts gegen unsere türkischen Mitbürger sagen, aber man müsse sehen, daß sie als Muslime nun einmal ein anderes Verhältnis zur Gewalt hätten, denn unser Tötungsverbot, das würden sie ja nicht kennen. Insofern stecke natürlich in jedem von ihnen ein möglicher Terrorist, das könne jederzeit ausbrechen. „Wenn sie einem Katholiken sagen: ‚Geh hin und töte den da!‘, dann wird er das nicht tun. Ein Muslim tut es.“ Aber das soll bitte nicht als fremdenfeindlich aufgefaßt werden, er spreche nur über die Fakten.

Natürlich habe ich mich früher schon oft mokiert über verzerrte oder schlicht falsche Berichte und Aussagen über den Islam, wie sie das Fernsehen eigentlich fast immer bringt, aber tiefer berührt hat mich das selten, es war so wie wenn ich ein Buch, das ich gut kenne,

unangemessen oder unzutreffend besprochen finde. Aber nachdem ich Kunert gehört hatte, spürte ich zum ersten Mal etwas wie Angst. Ich war beunruhigt, daß ein führender deutscher Intellektueller im Fernsehen, in einem Land, das mit Sätzen, die von Juden als Juden handeln, genügend Erfahrung gesammelt haben sollte, so eine Aussage machen konnte, ohne daß jemand ihm widersprochen oder es auch nur bemerkenswert gehalten hätte. Kunert sagte schließlich nicht nur, daß der Islam per se gewalttätig sei, sondern viel mehr: daß ein Muslim als Muslim ein potentieller Mörder sei. Das konnte ich gar nicht anders verstehen als: wir Muslime sind potentielle Mörder. Indem Kunert alle Muslime beschuldigte, zwang er mich in ein Wir. Ein Jahr später hat das, was mit ein paar Interviewfetzen von Günther Kunert oder Elfriede Jelinek begonnen hat, sich als ein Diskurs etabliert. Ähnlich wie in der Grundschule, als ich mich instinktiv zu jenem zweiköpfigen Kollektiv der Ausländer zählte, obwohl die Angriffe gar nicht mir persönlich galten, kann ich heute kaum anders, als mich jenem Kollektiv, das Islam genannt wird, viel stärker zugehörig zu fühlen als vor dem 11. September. Das ist wahrscheinlich ein normaler, aber für sich betrachtet noch kein guter Impuls, und ich versuche nach Möglichkeit zu vermeiden, ihm nachzugeben, weil ich mich von anderen in keine Identität zwingen lassen will, selbst wenn es meine eigene ist. Tatsächlich ist es mir immer noch ziemlich gleichgültig, was dieser oder jener über den Islam sagt. Besorgt bin ich darüber, daß die Hetze politisch instrumentalisiert werden könnte und sich dann nicht mehr gegen etwas Abstraktes – eine Religion –, sondern gegen Menschen wenden könnte. In Dänemark, Holland, Italien und, wie ich höre, auch in der Schweiz wird mit dem Feindbild Islam bereits Politik gemacht.

Meine Heimat ist nicht Deutschland. Sie ist mehr als Deutschland: Meine Heimat ist Köln geworden. Meine Heimat ist das gesprochene Persisch und das geschriebene Deutsch: Wenn ich im Ausland bin, fühle ich mich sofort unter Landsleuten, wenn ich Persisch höre – nicht wenn ich Deutsch höre. Aber das erste, was ich tue, ist zu schauen, wo es eine deutsche Zeitung gibt. Ich vermeide, soweit es geht, jede fremdsprachige Lektüre, weil ich für mein Leben gern gutes Deutsch lese. Etwas auf Englisch oder Persisch zu lesen, ist mich niemals Vergnügen, auch wenn ich es verstehe. Schreiben gar will ich nur auf Deutsch, in dieser Hinsicht bin ich ein regelrechter Nationalist. Als Wissenschaftler werde ich immer wieder angehalten, auf englisch zu veröffentlichen. Unter all den Wissenschaftlern, die ich kenne, gibt es keinen, der so halsstarrig darauf beharrt, Deutsch zu schreiben. Die geschriebene deutsche Sprache ist meine Heimat; nur sie atme ich, nur in ihr kann ich sagen, was ich zu sagen habe. Aber nur die geschriebene Sprache. Wenn ich im Ausland bin und Deutsch höre,

löst das nichts aus bei mir. Ich ziehe es, wenn ich mit einem deutschsprachigen Ausländer rede, immer vor, Englisch zu sprechen. Mit der gesprochenen deutschen Sprache verbinde ich keine Gefühle der Nähe, ich spreche es auch viel zu schnell. Ich fühle mich nicht wohl darin. Wenn ich dagegen Persisch höre, fühle ich mich zuhause.

In der Poesie ist es wiederum ganz anders. Wenn ich ein Gedicht auf spanisch höre, dann ist es mir intuitiv näher, als wenn ich ein deutsches oder persisches Gedicht höre – und das, obwohl ich kaum Spanisch spreche. Und dennoch ist für mich eine Ausgabe von Neruda, Borges oder Octavio Paz wertlos, wenn sie nicht zweisprachig ist – ich muß den spanischen Klang hören. Das hat gewiß damit zu tun, daß die ersten Gedichte, die ich mit Begeisterung vortrug, von Pablo Neruda waren. Und ich hatte als verliebter junger Mann diese zweisprachigen Ausgaben und las sie immer wieder, erst das Deutsche, dann das Spanische. Ich lese immer noch am liebsten spanische Gedichte vor, was sich für einen Spanier ziemlich komisch anhören muß, weil ich praktisch kein Spanisch spreche. Meine Heimat ist nicht nur Deutschland oder Iran, sondern auch die Poesie von Pablo Neruda, die mich in die Liebe begleitet hat.

Es gibt in Deutschland Orte, an denen fühle ich so fremd wie jemand aus dem Urwald – deutsche Eckkneipen zum Beispiel. Oder typisch deutsches Essen – ein Eisbein, ein Sauerbraten, ein Leberkäs, das ist für mich Exotik pur. Manches davon schmeckt mir gut, aber es schmeckt gut als etwas Fremdes und Exotisches, so wie jemand bestimmte Speisen der balinesischen Küche mag. Und dann gibt es die deutsche Literatur, mit der ich großgeworden bin, die ich in mich aufgesogen habe, die meine Literatur ist. Das ist Heimat – oder der 1 FC Köln, das ist Heimat für mich, seit ich vier Jahre alt bin. Heimat ist für mich das Müngersdorfer Stadion - übrigens nicht der deutsche Fußball insgesamt; ich habe bei den Fußballweltmeisterschaften nie mit den Deutschen gelitten, allenfalls mit den Kölner Spielern in der Nationalelf, zum Beispiel Wolfgang Overath bei der WM 74 oder Dieter Müller und Heinz Flohe bei der Europameisterschaft 1976, zuletzt Thomas Häßler und, ich gestehe es, Bodo Illgner und der Pole Lukas Podolski, als sie noch für Köln spielten. Aber die zwei Male, als Iran sich für die WM qualifiziert hatte, kannte ich den Namen jedes einzelnen Spielers. Die Frage stellte sich gar nicht, zu wem ich hielt. Ich hätte diesen deutschen Politikern gern erzählt, was ein echter Identitätskonflikt für mich wäre: nicht zwei Ausweispapiere zu haben, sondern wenn der 1. FC Köln gegen die iranische Nationalmannschaft spielte. Das immerhin dürfte mir erspart bleiben. Irans Fußballer sind bei der letzten Qualifikation für die Weltmeisterschaft schmachlich gescheitert, und Köln spielt nicht einmal in der ersten

deutschen Liga, womit ich bei einer weiteren, einer entscheidenden Identität bin: meinem Schiitentum. Niemand leidet so hingebungsvoll wie wir.